

**Arnold Svensson**

## Die einfachen Verhältnisse

### Meine Vorgeschichte

Zeit meines Lebens hat mich dieser Ausdruck irritiert, wenn es „einfache“ Verhältnisse gibt, wie sehen dann die „komplizierten“ aus? Sind die Geburt eines Kindes, die Krankheit eines Kindes, die Liebe und Nachsicht in der Familie, die Sorge um den Lebensunterhalt, der Tod der Großeltern und Eltern einmal „einfach“ und ein andermal „kompliziert“? Darauf kann dieser Ausdruck nicht anspielen. Die „einfachen Verhältnisse“ sollen wohl der Abgrenzung dienen, der „distinguierte“ Bürger will sich abheben. Der diametrale Gegensatz zwischen „Distinguiertheit“ und „Solidarität“ ist mir erst auf dem Gymnasium klar geworden. Aber der Reihe nach.

Ich komme aus „einfachen Verhältnissen“, mein Vater war Fabrikarbeiter, meine Mutter Köchin in einer Kantine. Kennengelernt hatten sie sich, als er 20 Jahre alt war und sie 17. Mein Vater hatte noch 6 Geschwister, meine Mutter hatte eine jüngere Schwester. Beide Großelternpaare wohnten jeweils in einem Siedlungshaus in Hamburg-Harburg, väterlicherseits in Wilstorf, mütterlicherseits in Marmstorf. Beide Großelternpaare waren in der Weimarer Republik überzeugte SPD-Anhänger. Von den Svensson-Großeltern wurden bis 1935 illegal Flugblätter der emigrierten SPD verteilt. Im Garten einer meiner Großtanten wurde wohl verpackt die Gewerkschaftsfahne (aus dem Jahre 1869) der im Mai 1933 verbotenen Gewerkschaften vergraben und 1945 feierlich ausgegraben. Im Hühnerstall der Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits und ihres Mannes (Tante Frieda und Onkel Ludden) wurde in den letzten Kriegstagen bis zur Kapitulation Hamburgs ein Deserteur versteckt. Für eine meiner Großtanten (Jahrgang 1899) musste die SPD extra für sie eine Urkunde drucken: „75 Jahre Mitglied der SPD“.

Mein Vater – wie auch meine Mutter – besuchte die „Freie Weltliche Schule“, eine Schule, die von der Arbeiterbewegung zu Beginn der Weimarer Republik gegründet worden war und an der kein Religionsunterricht erteilt wurde. Mein Vater hätte gern eine Elektrotechnik absolviert, aber mein Großvater war 1933 wegen seiner Mitgliedschaft in der SPD entlassen worden. Einer musste Geld verdienen. Mein Vater war das 5. Kind unter den 7 Kindern meiner Svensson-Großeltern, die ersten 4 Kinder waren schon „aus dem Haus“, finanziell hatte mein Vater sich und seine beiden jüngeren Geschwister zu versorgen. So einfach geht es in den „einfachen Verhältnissen“ zu. Er wurde nach der Volksschule Fabrikarbeiter bei der Phoenix, damals der größte Betrieb in Hamburg-Harburg für Gummiverarbeitung. 1936 – mit 18 Jahren – meldete er sich freiwillig bei der Deutschen Wehrmacht. „Ich wollte aus dieser Scheiße raus!“ war sein Motiv nach Auskunft meiner Mutter. Seine Lebensperspektive: 12 Dienstjahre bei der Armee, danach Übernahme als Beamter in die Verwaltung. Aber sein Leben endete mit 24 Jahren im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion – da war ich vier Monate alt, er hat mich nie gesehen. Ob er an „Aktionen“ gegen die sowjetische Zivilbevölkerung beteiligt gewesen war, konnte ich ihn nicht fragen. Meine Mutter war mit 21 Jahren „Kriegerwitwe“. Sie wurde, nachdem sie die Nachricht vom Postboten bekommen hatte, „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“, eine konsequente Pazifistin. Für die Cowboy-und-Indianer-Spiele der Jungen am Dahlienweg bekam ich nie eine Spielzeugpistole oder ein Spielzeuggewehr, ich musste mir so etwas symbolisiert selbst basteln oder ausleihen.

Meine Mutter hätte gern eine weiterführende Schule besucht, dieser Wunsch wurde ihr von ihrem Vater mit dem Argument „Du heiratest doch sowieso!“ abgeschlagen. Noch auf dem Sterbebett war meine Mutter über diese Entscheidung ihres Vaters zornig. Die Entscheidung

meines Großvaters – eines Nachkommens eingewandeter Hugenotten – ist umso verwunderlicher, als für ihn wie auch für meine Svensson-Großeltern das Motto Bebels „Wissen ist Macht“ galt: In beiden Haushalten gab es große Bücherschränke (mit knarrenden Türen) vor denen ich als kleiner Junge staunend stand. Einer meiner Großonkel öffnete einmal für mich als kleinen Schüler seinen Bücherschrank, reichte mir ein dickes Buch: „Das musst du lesen, wenn du groß bist, das ist von Karl Marx!“ Im Keller im Haus meiner Großeltern mütterlicherseits lagerten von 1933 bis 1945 in Ölpapier verpackt die Werke Heinrich Heines, herausgegeben von Franz Mehring. „Dein Großvater liebte den Spötter!“ erklärte mir später meine Großmutter. (Ich lernte mit 7 oder 8 Jahren an dieser Heine-Ausgabe die Sütterlin-Buchstaben zu entschlüsseln). Mein Großvater mütterlicherseits starb mit 54 Jahren an Blasenkrebs, seine Frau wurde mit 52 Jahren Witwe und blieb es bis an ihr Lebensende.

## **Meine Geschichte**

### **Die Kriegszeit**

Mitten im Zweiten Weltkrieg, am 5. August 1942, wurde ich im Krankenhaus in Hamburg-Harburg geboren. Das Krankenhaus wurde wenige Monate später von Bomben getroffen. Meine ersten Erinnerungen beginnen mit Bombennächten im Spätherbst/Winter 1944. Ein Kellerraum im Haus meiner verwitweten Großmutter war als „Luftschutzkeller“ ausgebaut: Senkrecht stehende Balken stützten die Kellerdecke ab. Die draußen an der Hauswand angebrachten weißen Buchstaben LSK waren noch Jahrzehnte später zu sehen. Eine Petroleumlampe und später sogenannte „Hindenburgkerzen“, flache runde Pappschachteln mit einem braunen talgig aussehenden Inhalt und einem braunen Docht, erhellten den Luftschutzkeller. Ich krabbelte auf dem kalten Betonboden und baute mir mit kleinen Holzfiguren einen Zoo. Einmal saß eine mir fremde Frau auf einem Stuhl und hatte auf ihrem Schoß ein Baby, das wie eine rosa angezogene Puppe aussah. Eine Nachbarin, wie mir später erzählt wurde, die wenig später ihre Eltern in Harburg besuchte und bei einem Bombenangriff getötet wurde. Beim Heulen der Luftschutzsirenen stürzten das Ehepaar, das im Haus im ersten Stock wohnte, meine Großmutter, meine Tante –die jüngere Schwester meiner Mutter – und meine Mutter mit mir in den Luftschutzkeller. Einmal entwichte ich, trat vor die Kellertür, über der Siedlung schwebten vom Himmel silberig leuchtende Bäume herab. Meine Mutter entdeckte mich, und ich bekam einen Schlag auf den Hintern. Bei den Explosionen der Bomben, die in der Nähe herabgefallen waren, bebte das Haus. Der Schäferhund Wallo winselte laut. An der Kellerwand lehnte der Mieter aus dem ersten Stock und sagte bei jeder Explosion „Zack!“. Zu meinem 2. Geburtstag, also am 5. August 1944, bekam ich eine „Negerpuppe“ geschenkt, an die ich mich dunkel erinnern kann. Nicht kann ich mich daran erinnern, wie mir später Mutter und Großmutter erzählen, dass ich gefragt wurde: „Wie soll denn deine Puppe heißen?“ und ich geantwortet haben soll: „Rotfront!“. Großmutter und Mutter sollen Mühe gehabt haben, mich von dieser Namensgebung abzubringen. Die Negerpuppe landete übrigens Wochen nach meinem 2. Geburtstag im Kohlenofen, weil ich sie in den „Kohlenschütter“ gesetzt hatte und sie wegen ihrer dunklen Farbe nicht rechtzeitig vor dem Nachfüllen des Ofens entdeckt worden war. Einmal stand ich mit meiner Großmutter „Am Binnenfeld“, einer Querstraße - eher ein Querweg – zum „Dahlienweg“, wo unser Haus steht, Wir blickten auf Harburg nördlich von uns: am Himmel quollen riesige schwarzbraune Wolken. (Die Ölwerke am Harburger Hafen brannten). Einige Zeit später, es muss wohl Anfang 1945 gewesen sein, eilten alle Bewohner der Straße „Dahlienweg“ bei Fliegeralarm in den nahen Wald bei Tötensen, dort gab es unter der „Bremer Straße“ eine Unterführung. Im Wald fallen keine Bomben. Aus meiner Perspektive in der Kinderkarre sitzend sah ich die angestrenzten Gesichter meiner Großmutter und Mutter, die abwechselnd die Karre schieben.

Die beiden taten mir leid. Im April 1945 standen die englischen Truppen vor Marmstorf, ich stand am Fenster und sah die wunderschönen roten Perlen der Leuchtspurmunition, mit der die Engländer in die Siedlung schossen. Leider wurde ich von meinem Fensterplatz fortgerissen, und meine Mutter trug mich in den Luftschutzkeller. Der kleine Junge war von drei Frauen umgeben: Großmutter, Mutter und (unverheiratete) Tante. Ich lernte: Frauen wollen nur dein Bestes! – Und konnte im späteren Leben die Misogynie so vieler Männer nicht nachvollziehen.

## **Die Nachkriegsjahre**

Die Tommys sind da! Ich sah Soldaten in sandfarbenen Uniformen, manchmal welche mit roter Mütze und weißem Gürtel. Da die nahegelegene Flakkaserne von der Bevölkerung geplündert worden war, verfügte meine Mutter über graublauen „Flakstoff“, sie nähte mir daraus einen Anzug mit langen Hosen. Ich versuchte darin zu schlendern wie die Tommys und fühlte mich ein bisschen erwachsen. Im Sommer organisierten die Tommys ein Kinderfest im Harburger Stadtpark. Ich bekam meine erste Tafel Schokolade „Cadberry“, sie wurde meine Lieblingsschokolade für mein weiteres Leben. In den Wintern 1945/46 und 1946/47 gingen meine Großmutter und meine Mutter „Kohlen klauen“ auf den Gleisen vor dem Harburger Bahnhof. Ich wurde bei Nachbarn oder bei meiner Großtante Rosa (in deren Garten die Gewerkschaftsfahne während der Zeit des Faschismus vergraben war) untergebracht. Ich fror oft fürchterlich und weinte. „Lauf ums Haus!“ riet Tante Rosa, aber davon wurde mir auch nicht warm. Geheizt wurde nur mit dem Kohleofen in der Küche. Im Haus froren teilweise die Wasserleitungen ein. Im Schlafzimmer konnte ich die Wolken meines Atems sehen, morgens waren alle Fenster mit Eisblumen bedeckt. Großmutter und Mutter lebten von ihrer jeweiligen Witwenrente und der Miete des Ehepaares im 1. Stock. Meine Tante Gerda, die jüngere Schwester meiner Mutter, arbeitete in der Kantine der Harburger Phoenixwerke. Von dort brachte sie manchmal eine bläuliche Graupensuppe im Henkelmann mit nach Hause. Meine Mutter heiratete im November 1946 einen Flüchtling aus Ostpreußen, den ich Wochen vorher „Onkel Kurt“ genannt hatte. Er war KFZ-Mechaniker und arbeitete bei der britischen Besatzungsmacht in seinem Beruf. „Jetzt hast du einen neuen Vati!“ sagte meine Tante. Und er war für mich bis an sein Lebensende ein toller Vati. Ich habe von ihm sehr viel gelernt: den technischen Blick, handwerkliche Grundfertigkeiten und nicht zuletzt den ostpreußischen Dialekt. In den drei Zimmern der Erdgeschosswohnung am Dahlienweg wohnten nun also meine Tante mit meiner Großmutter in einem Zimmer, meine Eltern mit mir im Schlafzimmer, das Wohnzimmer, die Stube, war Wohnraum für alle. Im Sommer 1947 verließ die Schwester meiner Mutter die Wohnung und heiratete einen Mann, mit dem sie zur Untermiete – mit Küchenbenutzung – in einem Raum lebte. Im Frühjahr 1948 wurde mein Bruder geboren. Ich fühlte mich, wenn ich ihn im Kinderwagen spazieren fuhr, als „Papa“. Das Haus, in dem ich groß geworden bin, ist von einem 700 Quadratmeter großen Garten umgeben. Angeleitet von meiner Großmutter entwickelte ich schnell eine große Begeisterung für Pflanzen; seit meinem 4. Lebensjahr hatte ich immer ein kleines Stück Garten für mich, das ich allein versorgte.

## **Schulzeit**

Im Frühjahr 1949 kam ich auf die Marmstorfer Volksschule und wurde in einem Gebäude aus dem Jahr 1910 unterrichtet. Im Klassenraum gab es schräg geneigte Tische mit einer integrierten Bank, in dem Toilettenhaus auf dem Schulhof gab es nur Plumpsklos, die im Sommer furchtbar stanken. Geschrieben wurde im 1. Halbjahr mit einem Griffel auf einer Schiefertafel, danach dann im Heft. Mein Lieblingsfach war die Sachkunde. Der Lehrer hatte keine Hemmungen, bei Vergehen mit einem Stock zu schlagen und einzelne Schüler vor den

Klassenkameraden zu demütigen. Das Lernen machte mir Spaß, nach der 4. Klasse nahm ich am Englischunterricht teil, was damals noch freiwillig war. 1955, nach der 6. Klasse, kam ich auf das Gymnasium, das damals „Oberschule“ genannt wurde. Meine Eltern waren völlig überrascht, dass mein Lehrer ihnen dringend geraten hatte, mich auf die Oberschule zu schicken, so etwas hatte es in der Familie „ja noch nie gegeben“. Meine Eltern gaben zu bedenken: „Willst du das wirklich? Wir können dir nicht helfen!“ Ein auf dem Gymnasium gescheiterter Jugendlicher, der uns wöchentlich „Lesemappen“ brachte, warnte, dass Latein eine furchtbar schwere Sprache sei, er sei an ihr gescheitert. (Später habe ich selbst Nachhilfestunden für Latein gegeben). Ich lernte eine andere Welt kennen. Nicht mehr „Solidarität“ sollte ein Leitgedanke persönlichen Handelns sein, sondern „Distinguiertheit“. Zusammen mit meiner Mutter und Großmutter hatte ich jeweils am 1. Mai dem Demonstrationzug durch Harburg zugesehen. Meine Großmutter kommentierte dann immer „Nur gemeinsam können die Arbeiter etwas erreichen!“ Sie spielte damit auf die Streitgespräche bei Familienfeiern an, die sich darum drehten, wie eine Einheit der Arbeiterbewegung erreicht werden könnte. Am späteren Abend, auf den Familienfesten, bei Bier und Korn, wurden dann aber vereint die Arbeiterlieder gesungen: „Auf, auf zum Kampf, zum Kampf...“, „Brüder zur Sonne zur Freiheit...“, „Vorwärts und nicht vergessen...“ Ich lernte schon als Kind und Jugendlicher Texte, um die sich nach 1968 linke Studenten bemühten. Demonstrationen wurden von den Geschichtslehrern am Gymnasium mit „Hö, hö! Abstimmung mit den Füßen!“ verächtlich gemacht. „Sozialismus“ wurde mit der DDR gleichgesetzt und genüsslich auf die Misserfolge der Planwirtschaft hingewiesen. Wir Schüler sollten uns als „Elite“ begreifen und uns vom „Druck der Straße“ distanzieren. Überhaupt die „Massen“, das war geradezu ein negativer Schlüsselbegriff. Das alles verpackt in eine Sprache, die mich anfangs sehr irritierte, es sollte alles irgendwie ironisch gemeint sein, nicht direkt; eine Bemerkung sollte noch witziger sein als die vorherige - aber wie war sie gemeint? Später, in meinem Linguistik-Studium, habe ich dafür den Begriff gelernt: „uneigentliches/indirektes Sprechen“. Eine Minderheit der Lehrer hatte ihre offene Freude an der Demütigung einzelner Schüler. Wer im Musikunterricht den Takt nicht einhalten konnte, der war ein „Kamuffel“. Jede Minder- oder Fehlleistung im Sportunterricht wurde hämisch vom Sportlehrer kommentiert – zum Gaudi der Klassenkameraden. Mich empörte das, aber ich hatte als 13jähriger nicht den Mut, dagegen zu opponieren. Vom Religionsunterricht war ich immer abgemeldet. Erst zu Beginn des Studiums las ich die Bibel, die mir ein Kommilitone, der mich „bekehren“ wollte, geschenkt hatte. Für mich bestätigte sich der Spruch meines Großvaters: „Was ist das für ein Gott, der das Wissen der Menschen verdammt?!“ Als meine Klassenkameraden ihre Konfirmation feierten, feierte ich meine Jugendweihe (ich erteilte später selbst Jugendweihe-Unterricht) --- Und dennoch war das Gymnasium auch eine neue Welt, besonders im kulturellen Bereich lernte ich neue faszinierende Fakten und Zusammenhänge kennen. Die naturwissenschaftlichen Fächer waren meine Lieblingsfächer. Aber es kam zu einem Bruch, ich hatte im Laufe der 9. Klasse keine Lust mehr auf Lernen, wollte von der Schule abgehen und einen Beruf erlernen. Meine Mutter war verzweifelt. Ich wiederholte die 9. Klasse und alles war plötzlich „wie früher“. Ich war von der 9. bis zur 13. Klasse jeweils Klassensprecher und in der 11. Klasse sogar Schulsprecher. Mit überschaubarem Erfolg bemühte ich mich um eine Demokratisierung des Schulbetriebes.

## **Studium**

In meiner Familie war ich der erste, der Abitur gemacht hatte. Im April 1963 begann ich an der Universität mit dem Studium der Fächer Germanistik und Geschichte. Vorangegangen waren Wochen quälender Überlegungen: was soll ich studieren? Zur Schulzeit hatten mich die Naturwissenschaften fasziniert, aber auch die Sprachen. Ich wollte Gymnasiallehrer

werden, und zwar ein besserer, humanerer als die Gymnasiallehrer, die ich kennengelernt hatte. Auf einer Familienfeier gab einer meiner Onkel zu bedenken: „Warum denn gleich Gymnasiallehrer? Deine Eltern haben nur die Volksschule besucht, werde doch erst einmal Volksschullehrer. Deine Kinder können dann ja weiter aufsteigen.“

Überhaupt das „Aufsteigen“, in meiner proletarischen Familie wurde ich während meines Studiums oft gefragt: „Willst du später auch zu denen gehören, die uns auszubeuten helfen?“ In den Semesterferien habe ich immer in Industriebetrieben Harburgs gearbeitet und wollte bewusst/unbewusst meiner Familie demonstrieren: „Ich bleibe einer von euch!“

Im Proseminar zum Althochdeutschen wunderte ich mich, wie schnell meine Kommilitonen die althochdeutschen Bibeltexte übersetzen konnten. Nach einer Seminarsitzung sprach ich den Dozenten an und sagte, dass ich mir das nicht erklären könne. „Aber sie wissen doch in etwa, was an der entsprechenden Bibelstelle steht. Sie kennen doch die Bibel!“ „Ich kenne die Bibel nicht.“ Er sah mich entgeistert an. Einem atheistischen Studenten war er noch nie begegnet. Als Kriegswaise hatte ich Anspruch auf ein Stipendium, das aber an eine Fleißprüfung am Ende eines jeweiligen Semesters gebunden war. Ich habe diese Hürde Semester für Semester geschafft. Eine weitere kleine Einnahmequelle war meine Mitarbeit am „Hamburger Jugendbrief“, einer monatlichen Veröffentlichung der Jugendbehörde. Anfang 1967 trat ich der Humanistischen Studentenunion bei, weil diese politische Studentengruppe meiner atheistischen Lebenshaltung entsprach und ich ohnehin Mitglied im proletarischen Freidenkerverband war. Als aktives Mitglied dieser Studentengruppe beteiligte ich mich an unseren Schulungen, um all das zu lesen, was die Schule mir vorenthalten hatte: z. B. die politische Ökonomie von Karl Marx, die Psychoanalyse von Sigmund Freud und Wilhelm Reich. Die antiautoritäre Ausrichtung der HSU entsprach auch meiner politischen Zielsetzung. (Die politischen Aktionen in Hamburg in den Jahren 1967 bis 1969 muss ich hier nicht im Einzelnen aufzählen, ich setze sie als bekannt voraus; vgl. *dazu meinen Beitrag zur Geschichte der HSU in Hamburg auf dieser website im Ordner „Exkurse zur Chronik“*.) Die zunehmenden Bestrebungen der politischen Studentengruppen, sich hierarchisch als kommunistische Parteien zu organisieren, entsprachen nicht meiner politischen Auffassung.

Ich zog mich ins Privatleben zurück, heiratete und wohnte mit meiner Frau am Stadtrand von Harburg, wechselte auf das Studium der Linguistik und begann mit einer Dissertation zum Thema „Zum Sprachgebrauch der SPD im wirtschaftlichen Bereich nach 1945“. Meine „reguläre“ Studienzeit wäre mit Ende des Sommersemesters 1969 beendet gewesen. Ich beantragte eine Verlängerung des Studiums zum Abschluss mit Promotion. Mir wurde diese Verlängerung verweigert mit dem Argument, dass mein Vater Arbeiter gewesen sei und als „normal empfindender Vater“ eine Weiterfinanzierung für eine Promotion nicht gewährt hätte. Mit finanzieller Unterstützung meiner Frau und eigener Arbeit während der Semesterferien wurde ich 1975 promoviert und machte zur gleichen Zeit das Staatsexamen für die Fächer Deutsch und Geschichte an Gymnasien. Im gleichen Jahr wurde meine Tochter Birte geboren. Ich fand keine Anstellung als Gymnasiallehrer und begann in Harburg beim Mercedeswerk in der „Materialdokumentation“ zu arbeiten, wurde Mitglied der IG Metall, zeitgleich erhielt ich an den Universitäten Osnabrück und Oldenburg Lehraufträge zur „Didaktik der deutschen Sprache“. Die Seminare legte ich in die frühen Abendstunden, so dass ich zweimal in der Woche „losdüsen“ konnte. Ende 1977 kam ich ins Referendariat in Osnabrück, und wechselte von der IG Metall zur GEW. Vor der Schulbehörde verschwieg ich meine „Nebentätigkeit“ als Lehrbeauftragter. Während des Referendariats war ich in einer eigentümlichen Lage: vormittags unterrichtete ich an der Schule und wurde von Schulräten begutachtet, zweimal in der Woche unterrichtete ich Student\*innen und gab Hinweise für einen guten Sprachunterricht im Fach Deutsch.

1979 begann ich mit meiner Lehrtätigkeit am Gymnasium Hittfeld im Landkreis Harburg

für die Fächer Deutsch, Geschichte und Gemeinschaftskunde. Mein stärkstes Engagement galt den Leistungskursen im Fach Gemeinschaftskunde (=Politik). Ich wurde Mitglied im Personalrat der Schule, später für vier Jahre Mitglied im Bezirkspersonalrat Lüneburg und Mitglied im Kreisvorstand der GEW für den Landkreis Harburg. 1981 wurde meine Tochter Nora Liv geboren. Von 1996 bis zu meiner Pensionierung im Jahre 2008 war ich stellvertretender Schulleiter am Gymnasium Meckelfeld. Bei meiner Verabschiedung im Forum der Schule sang ich der Schulgemeinschaft die ersten Strophen des Songs „Der Traum ist aus Aber ich werde alles geben, dass er Wirklichkeit wird...“ vor.

Meine Liebe zu Pflanzen kann ich nach der Pensionierung – endlich – „voll ausleben“, ich kann nach Herzenslust gärtnern. Das wäre für mich eigentlich auch ein schöner Beruf gewesen: Gärtner. Im Grunde sind Gärtner und Lehrer ja verwandte Berufe: der eine hegt und pflegt Pflanzen, der andere junge Menschen. Allerdings: Pflanzen sind für jedes Düngerkörnchen dankbar, Schüler\*innen wollen manchmal Wissen gar nicht haben... Schon während meiner Tätigkeit als Lehrer hatte ich hin und wieder für Kolleg\*innen Pflanzpläne für ihre Gärten entworfen. Seit 2008 bin ich ehrenamtlicher Gärtner im „Loki-Schmidt-Garten“ dem neuen Hamburger Botanischen Garten; ich bearbeite ein mir zugewiesenes Beet. In den letzten zwei Jahren bremst allerdings mein Rücken mein Gärtner-Engagement ein wenig aus.